

(Nachdruck verboten.)

27)

## Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Aber warum beim Anblicke dieser unreifen Bagen das Volk in Wut geriet, warum ehrwürdige Greise ihre Hausschlüssel aus den Taschen holten und so greulich darauf pfeifen, das kann man nicht so einfach erklären. Die Guten haben vorher und nachher den Anblick von schlimmeren Fürstentnechten ertragen. Damals aber schien es mir recht und billig. Ich schrie brav mein pereat mit und drängte mich heran. Ein Graf Hirsberg von den Alemannen zog seinen Dolch, als man ihm zu nahe auf den Pelz rückte. Er wollte einmal spanisch kommen. Da erhob sich ein Geschrei unter den Manichäern, ohrenzerrend! Sie führten Reden, in denen keine Liebe zum Hause Wittelsbach atmete. Die Hispanier rissen aus, und wir zogen weiter in den Hofgarten.

Mit einem Male erscheint mitten unter den brüllenden Hafnermeistern der Gegenstand der Volkswut. Lola Montez selber, in eigener Person.

Schneid hatte das Frauenzimmer und eine Verachtung gegen diese sittsamen Spießbürger, die mir später imponierte.

Ich stand keine zehn Schritte von ihr entfernt und sah die bligenden Augen.

Links und rechts von mir bückte sich die bürgerliche Ehrbarkeit bis auf den Boden. Diesmal nicht aus Ehrfurcht, sondern um Steine und Kot aufzuraffen. Neben mir steht ein behäbiger Herr und nimmt sich eine Handvoll. Er zieht kräftig aus, damit sein Wurf ausgiebig sei, aber er warf nicht. Jemand schlug ihm den Kot aus der Hand mit den Worten: „Pui Teuffel! Gegen ein Frauenzimmer! Ihr schämt Euch nicht?“

Meine Hafnermeister das hören und auf den Jemand losfahren, war eins.

„Auch so ein Volaner! Nieder mit dem Kerl!“

Aber sie merkten schnell, daß ein Tölzer Bauernbub' sich besser wehren kann, wie ein Frauenzimmer.

Es ist ihm nichts geschehen, dem Maurus Held, und die Geschichte hat keine Steigerung gegen den Schluß. Aber sie zeigt, daß Ihr Freund seine brave Meinung gegen die vielen behauptet hat.

Und diese Eigenschaft ist ihm geblieben.“

„Sind Sie später oft mit ihm zusammengekommen?“ fragte Sylvester.

„Oft? Nein. Ich war einige Zeit in betrüblicher Lage und hätte Freunde kompromittiert. Den Maurus hätte es wohl nicht angefochten, aber ich wollte nicht. Es war genug, daß ihm mein Bruder Hans zu schaffen machte. Der da, ober Ihnen, mit der roten Mütze. Ihm zulieb' hat Held seine Zukunft aufs Spiel gesetzt, und es fehlte nicht viel zum Verlieren. Der Hans war einige Jahre älter als ich und saß in Lindau als junger Arzt, wie der große Wind wehte.“

Von Lindau ist's nicht weit nach Konstanz, und als dort Hecker im April den Aufstand proklamierte, fuhr mein Hans ein bißchen hinüber. War auch dabei im Gefecht von Kanderndorf und half den General Bagern totschießen und floh mit den anderen in die Schweiz.

Ein Jahr später krafeelte er in der Pfalz drüben, bis die Preußen auf Bestellung Ruhe schafften. Mein Bruder wurde in contumaciam zum Tode verurteilt. Erschrecken Sie nicht, er starb erst vor zwei Jahren als wohlhabender Mann in Genf. Aber damals hätten ihn die Preußen erschossen; sie waren dazu engagiert.

Er ließ sich nicht erweichen und lebte einige Jahre in Straßburg. Auf einmal packt ihn die Sehnsucht, heimzukommen. Eine fürchterliche Dummheit! Was einen damals nach Bayern treiben konnte, ist mir rätselhaft.

Die Polizei des Herrn von der Pforden spürte meinen Hans in München auf; ich wurde noch rechtzeitig gewarnt und lief mit ihm den Abend und die Nacht bis Sachsenhausen. Im Kloster Neutberg saß unser gemeinschaftlicher Freund Held als Kooperator und Weichtvater der Franziskanerinnen.

Neder andere hätte sich besonnen; der Maurus überlegte keinen Augenblick. Er gab dem Verfolgten Quartier und schickte ihn nach ein paar Tagen über die Grenze.

Damit aber die Tiroler den Hans ohne Bedenken durch ihr glaubenstreues Land pilgern ließen, hing er ihm sein geistliches Gewand um. Und der Hans ist auch richtig mit schuldiger Ehrfurcht behandelt nach Rorschach gekommen.

Für seinen Retter kamen unangenehme Tage. Die Polizei erfuhr die Sache, und Geld mußte Rede stehen. Er log nicht lange; sagte es frei heraus, und das war eine Sache damals. Wenn Sie sich schon einmal gewundert haben, warum dieser feinsinnige und gelehrte Priester bis zu seinem Ende in Erlbach blieb, so wissen Sie jetzt den Grund. Die Herren oben vergessen nichts. Und wir wollen ihn auch nicht vergessen, den Maurus Held. Er war ein aufrechter Mann.

Und damit gute Nacht, Herr Sylvester!“

Die beiden wurden Freunde.

Schratt war in seiner Vereinsamung nicht grämlich geworden und hatte nichts von der Weisheit, welche vergangene Tage lobt und die Gegenwart mißachtet.

Es machte ihm Freude, ein junges Herz unmerklich, ohne lehrhafte Schwere, zu bilden.

Und hier war die Aufgabe nicht schwer. Sylvester besaß klaren Verstand; seine Anlagen setzten der umformenden Hand nicht spröden Widerstand entgegen.

Er war ein junger Baum, der mit starker Pfahlwurzel im aufgelockerten Boden saß. Vollständig und entwicklungs-fähig; reiche Verästlung hatte er freilich nicht angelegt.

Schratt lächelte oft im stillen, wenn er die Ergebnisse der kirikalischen Schule vor Augen hatte.

Alles Befreiende war dieser Bildung genommen. Ohne Fühlung mit der Gegenwart, schöpfte sie aus der Vergangenheit keine lebendigen Kräfte.

Mit ängstlichem Bemühen waren die Schranken aufrecht gehalten, in denen von jeher der Geist verkümmerte.

Das zeigte sich am deutlichsten in der Art, wie Geschichte gelehrt worden war. Hier war alles geschehen, um einer späteren Erkenntnis vorzubeugen.

Die anerzogenen Vorurteile griffen so ineinander, daß jedes einzelne nur mit der Zerstörung des ganzen Gebäudes gehoben werden konnte.

Und sie wurzelten so tief, daß Sylvester seinem alten Freunde eine ungewohnte Hartnäckigkeit entgegensetzte, wenn er die Freisinger Weltgeschichte angriff.

Freilich beurteilte er als gutherziger Jüngling die Neukerungen Schratts mit Nachsicht.

Er wußte ja, daß ihm Unrecht widerfahren war, und schrieb seine Heftigkeit einem verbitterten Gemüte zu.

Diese Milde war nicht ganz frei von Hochmut.

Mang hatte doch etwas von den Leuten angenommen, welche ihr Leben lang eine gefestigte Meinung herumtragen und lächelnd abweisen, was sie hinzulernen sollten.

Schratt sah bald, wie selbstbewußt sich der junge Theologe hinter Vorurteilen verschänzte, die nicht seine eigenen waren. Er wunderte sich nicht darüber.

Neun Jahre unter den Händen von Lehrern, die alles in eine Form gießen; wie sollte sich ein junger Mensch ganz frei halten von ihrem Einflusse?

Es war viel, wenn das Wachstum nicht völlig erstickt war.

Deshalb wurde er nicht unmutig und lockte nur den klugen Sylvester häufig aus seiner Burg heraus auf das Blachfeld, wo er ihm standhalten mußte.

Er zeigte ihm meist in scherzhaftem Tone, daß unser Wissen nicht genau da aufhört, wo man es in Freising abschneidet. Er nahm ihm ganz allmählich die Selbstzufriedenheit und lehrte ihn das Verlangen, die Wahrheit kennen zu wollen.

Und Sylvester kam täglich mehr von dem Glauben ab, daß er sein junges Wissen mit Milde gegen den Alten auf-führen müsse.

Ja, sein Mitleid verwandelte sich in begeisterte Verehrung, mit einer Schnelligkeit, welche Jünglingen erlaubt ist. Er lernte einsehen, daß die heitere Ueberlegenheit Schratts, seine Menschenkenntnis auf tiefgründiger Liebe ruhte; das gab ihm ein Recht, über falsche Größen zu lächeln, sein Urteil gegen alle zu stellen.

Aber auch die Möglichkeit, im Kleinsten das Anregende, Bedeutsame zu finden.



Er stand auf einer sicheren Höhe und durfte darum auch Lorbeeren behaglich betrachten.

Sein freier Geist konnte nicht ohne Einfluß auf Schwester bleiben.

Der streifte unmerklich die Gärten ab, welche einseitige Bildung zeitigt.

Die ersten Jahre auf der Universität verflohen ihm rasch.

Er tat seine Pflicht und besuchte fleißig die Kollegien.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

Lufascha presste die Hände und die Zähne zusammen.

Warum sollen wir immer warten und warten! Lieb' ich Dich nicht, Herzchen? Was machst Du aus mir? sagte er plötzlich. Seine Augen verfinsterten sich, und ergriff zornig ihre beiden Hände. Marianas Jüge und ihre Stimme behielten ihren ruhigen Ausdruck.

Lobe nicht, Lufascha, sondern höre mich an, antwortete sie. Sie befreite ihre Hände nicht von ihm, stieß ihn aber ein wenig zurück. — Ich bin freilich nur ein Mädchen, aber höre mich an. Ich habe keinen Willen, wenn Du mich aber liebst, höre, was ich Dir sagen will. . . . laß die Hand los, ich will es Dir so sagen. . . . heiraten will ich Dich, Dummheiten darfst Du aber von mir nicht erwarten, sagte Mariana, ohne ihr Gesicht abzuwenden.

Heiraten willst Du? Heiraten — liegt nicht in unserer Macht, liebe mich nur, Marianuschka, sagte Lufascha lächelnd und ihr tief in die Augen schauend. Seine düstern Jüge hatten sich erhellt, und er war wieder milde, unterwürfig und gütlich geworden.

Mariana schmiegte sich an ihn und küßte ihn herzhaft auf den Mund.

Mein Freund, flüsterte sie und drückte ihn leidenschaftlich an ihre Brust, dann riß sie sich plötzlich los, lief davon und bog, ohne sich umzusehen, in das Tor ihres Hauses ein.

Der Kosak hat sie, noch einen Augenblick zu warten und zu hören, was er ihr noch sagen wollte, aber Mariana ging unaufhaltsam weiter.

Geh', die Leute werden uns sehen, sagte sie. Sieh mal, da geht auch, glaub' ich, unsere Einquartierung, der Teufel, im Hofe umher.

Die Jährichtstochter, — dachte Lufascha bei sich, — will heiraten. . . . Heiraten ist eine andere Sache, lieben sollst Du mich.

Er traf Nasarka bei der Zamla und zechte mit ihm, dann ging er zu Dunjascha und blieb bei ihr trotz ihrer Untreue über Nacht.

14.

Wirklich ging Olenin in dem Augenblicke, wo Mariana durch das Tor eintat, im Hofe auf und nieder und hörte, wie sie sagte: Die Einquartierung, der Teufel, geht da im Hofe umher. Den ganzen Abend hatte er mit Dufel Jeroschka auf dem Treppentur seiner neuen Wohnung verbracht. Er hatte sich einen Tisch, einen Esstisch, Wein, ein brennendes Licht bringen lassen und bei einem Glase Tee und einer Zigarette den Erzählungen des Alten gelauscht, der sich auf die Stufe zu seinen Füßen gesetzt hatte. Abgleich sein Binschen wehte, tropfte das Licht und floderte die Flamme nach allen Seiten und beleuchtete bald eine Seite des Treppendaches, bald Tisch und Gesdirr, bald das geschorene weiße Haupt des Alten. Nachschalter flatterten umher, stießen sich an Tisch und Gläsern und ließen ihren Flügelstaub zurück; bald kreisten sie um die Flamme, bald flogen sie aus dem hellen Lichtkreis in die dunkle Nachtluft. Olenin und Jeroschka hatten fünf Flaschen Wein getrunken. Immer, wenn Jeroschka die Gläser gefüllt hatte, reichete er eines Olenin, stieß mit ihm auf seine Gesundheit an und sprach unermüdlich weiter. Er erzählte von dem Leben der Kosaken in alter Zeit, von seinem Vater mit den Riesenschultern, der allein einen Eber von zehn Pud Gewicht auf seinem Rücken heimtrug und in einer Sitzung zwei Eimer Wein trank. Er erzählte von der guten alten Zeit, in der er gelebt hatte, von seinem Freunde Girschik, mit dem er zur Zeit der Pest Filzmäntel vom Tere! herübergebracht hatte; er erzählte von einer Jagd, auf der er an einem Morgen zwei Hirsche erlegt hatte; er erzählte von seinem Schächchen, die ihm zur Nacht auf die Grenzwaide nachgelassen kam; und er erzählte alles dies so bereit und malerisch, daß Olenin unmerklich die Zeit verging.

Siehst Du, mein Freund, sagte er, Du hast mich nicht gekannt in meiner Blütezeit, was hätte ich Dir da alles gezeigt! Jetzt hat Dufel Jeroschka „den Krug geleckt“. Damals hatte der Name Jeroschka Klang im ganzen Kosakenlande. Wer hatte das beste Pferd? Wer einen Gurda-Säbel?\*) Mit wem zechte man am

liebsten? Wen schickte man in die Berge, den Schmeltschan zu töten? Jeroschka und immer Jeroschka. Wen liebten die Mädchen? Immer wieder Jeroschka. Denn ich war ein echter Dshigit, ein Zrinter, ein Dieb, die Pferdeherden in den Bergen fiel ich an, ein Sänger, — ein Tausendssassa. Jetzt gibt es solche Kosaken nicht mehr. Ich sage es mit Verdruf. Kaum höher vom Boden als so (Jeroschka zeigte etwa eine Elle hoch) ziehen sie lächerliche Stiefel an, alles glökt sie an, und das macht ihnen Freude, oder sie saufen sich voll — ja, saufen sich voll, nicht wie Menschen, sondern, weiß Gott, wie! Aber was war ich? — Ich war Jeroschka, der Dieb; nicht bloß in den Kosakendörfern, im ganzen Gebirge kannte man mich. Fürsten suchten mich zum Freunde, ich war mit allen Freund, Tatar oder Armenier, Soldat oder Offizier, nur war's gleich, wenn er nur trinken konnte. Du sollst dich rein halten, sagen sie, vom weltlichen Verkehr: mit einem Soldaten trinke nicht, mit einem Tataren isz nicht.

Wer sagt das? fragte Olenin.

Unsere Lehrer. . . . und höre erst, was der Kalasch und der tatarische Kadi sagen: Ihr ungläubigen Djauren, sagt er, warum esset Ihr vom Schwein? So hält also jeder sein Geseh; nach meiner Meinung aber ist alles einerlei: Alles hat Gott dem Menschen zur Freude geschaffen. In nichts ist Sünde. Nimmt z. B. ein Tier. Es lebt im tatarischen Schilf und in unserm. Wo es hinommt, da ist es zu Hause. Was Gott gibt, das frisst es. Die unsern aber sagen: Wir werden dafür „Pfannen kochen“. Ich meine, das ist alles ein und derselbe Betrug, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu.

Was ist Betrug? fragte Olenin.

Was die Lehrer sagen! Bei uns, Freund, in Tschernlenoja lebte einmal ein Offizier. Er war mein Freund. Ein braver Kerl, so wie ich. In der Tschetschnja wurde er getötet. Der sagte, daß die Lehrer das alles aus ihrem eigenen Kopfe herausziehen. Du freiest, sagte er, auf Deinem Grabe wächst das Gras, und das ist alles. (Der Alte lachte.) Er war ein toller Kerl.

Und wie alt bist Du? fragte Olenin.

Das weiß Gott! Siebenzig Jahre werden's sein. Als ihr eine Jarin hatte, da war ich schon ein großer Bub. Jäh! also nach, wieviel es sein können. Siebenzig Jahre werden's sein.

Ja, so ist's, aber Du bist noch ein tüchtiger Kerl.

Ja, Gott sei Dank, ich bin gesund, ganz gesund; nur die Geze von einem Weib hat mich verdorben.

Wie?

Ja, sie hat mich verdorben. . . .

Also wenn Du stirbst, wächst Gras auf Deinem Grabe? wiederholte Olenin.

Jeroschka hatte offenbar keine Lust, seine Gedanken klar auszudrücken; er schwieg eine Weile.

Und was hast Du geglaubt? Trinkt tief er und erhob lachend sein Glas.

(Fortsetzung folgt.)

## Uhde-Ausstellung.

Bei Schulte ist eine Kollektion von Gemälden des Münchener Meisters Fritz v. Uhde zu sehen. Uhde, der im Mai dieses Jahres seinen sechzigsten Geburtstag feierte, gehörte in der Zeit, da der Naturalismus und Impressionismus seinen Einzug in die deutsche Kunst hielt, zu den energischsten und begabtesten Vorkämpfern der modernen Richtung. Er war in seiner Jugend sächsischer Kavallerieoffizier gewesen und hatte als Rittmeister seinen Abschied genommen, um sich der Kunst zu widmen. In dem ungarischen Maler Munkacsy in Paris fand er den ersten verständnisvollen Lehrer und arbeitete sich rasch in die Manier dieses Meisters ein, dessen Malweise zwischen dem französischen Impressionismus und dem deutschen Realismus der 1870er Jahre die Mitte hielt. Dann suchte der bereits dreißigjährige Künstler jünger in den Werken der alten niederländischen Maler neue, fruchtbarere Anregungen. Franz Hals vor allem wirkte auf ihn ein. Es war dieselbe Entwidlung, die Uhdes Kampfgenosse Max Liebermann durchgemacht hat, der ebenfalls aus Munkacsy's Schule zu den Holländern kam und hier teils unter dem Einfluß der alten Meister, teils unter dem des modernen Freileichtmalers Joseph Israels zum Verständnis des neuen künstlerischen Zeitgeistes und der eigenen Individualität herankam. Aus diesen Jahren des hilflosen Umhertastens und der allmählich ziellos werdenden Vorbereitung und fortschreitenden Erstarrung enthält die Ausstellung mehrere Arbeiten. Die arg dilettantischen Versuche „Im Klostergarten“, „Zerlicht“, „Bachantin“ (1875 und 1876) zeigen eine deutliche Anlehnung an den damals hochgeschätzten Wiener Kolorkisten Malari, aus drei Reiterbildern spricht der Geist der Münchener Pilotenschule und in dem breit hingestrichenen Gemälde „Altes Weib mit Bierkrug“ erkennt man den Einfluß des Franz Hals. Erst das 1888 entstandene Bild „Der Leierlastenmann Lommi“ kann als freie und selbständige Schöpfung Uhdes gelten. Es ist, ebenso wie das „Lesende Mädchen“, in hellen, bunten, etwas unruhig wirkenden Tönen mit allzu starker Hervorhebung der Lokalfarben spickpisselig gemalt. Die altmeisterliche Auffassung

\*) Gurda war ein beliebter Meister; seine Säbel und Dolche wurden im Kaukasus außerordentlich geschätzt.



## Seine Legitimation.

Von Leon Kantof.

Autorisierte Uebersetzung von Alice Sob. rskh. u. u. g. g.

Ein gut gekleideter Herr, den sein grau meliertes Haar nicht daran hindert, jung erscheinen zu wollen, tritt in das Polizeikommissariat. Seine offene, heitere Miene, seine guten, erstickt neugierigen Augen verraten sofort, daß er keine blutigen Enthüllungen zu machen hat. Er wendet sich mit halblauter Stimme an einen Inspektor, der ihm erwidert:

„Der Herr Kommissar ist gerade beschäftigt. Aber wenn Sie dem Herrn Sekretär sprechen wollen?“

„Für die Angelegenheit, die mich herführt, genügt das vollkommen.“

Er folgt dem Inspektor in das Zimmer des Sekretärs. Mit einem freundlichen Lächeln auf dem Antlitz tritt er an den Tisch, über den der Sekretär gebengt schreibt.

Der Sekretär empfängt ihn nur mit einem „Setzen Sie sich!“ sehr trocken, so daß der Herr auf einem Stuhl neben der Tür zusammenklappt und sein Lächeln plötzlich erstickt.

Der Sekretär, welcher mit der tieferrsten Miene eines Mannes, der eine Arbeit von weittragender Bedeutung auszuführen hat, damit beschäftigt ist, Buchstaben zu kalographieren, wendet sich an einen schrecklich aussehenden Bagabunden, den zwei Sanyaleute eng umschließen:

„Wie heißen Sie?“

Der Gefragte antwortet mit so knarrender Stimme, daß man verliert, ihm einige Tropfen Del einzusößen:

„Jules Alphonse Plumart, genannt der magere Floh, Herr Präsident.“

Der Sekretär schreibt: „Und haben in Haft genommen Jules Alphonse Plumart, genannt der magere Floh“. Zu den Polizisten: „Gut. Führen Sie ihn ab.“

Die beiden verschwinden mit dem interessanten Mißbürger, der dem Herrn an der Tür freundlich zunickt, was übrigens sehr kalt aufgenommen wird.

Der Sekretär zu dem Herrn mit einem Blick, als vergleiche er seine Jüge mit denen des Mörders aus dem letzten Steckbrief:

„Was wollen Sie?“

Der Herr, trotz seines reinen Gewissens eingeschüchtert: „Verzeihen Sie, es handelt sich um eine einfache Sache. (Er zieht Papiere aus seiner Tasche.) Eine Unterschrift, eine einfache Unterschrift ist zu beglaubigen.“

Der Sekretär argwöhnisch: „Eine Unterschrift ist zu beglaubigen.“ (Er nimmt die Papiere und durchfliegt sie in der Hoffnung, irgend etwas zu finden, was den Herrn unsterblich klamieren könnte. Da er nichts findet, sagt er recht unsanft):

„Sie heißen?“

Der Herr liebenswürdig lächelnd: „Amadeus Gotthold Fürchtegott Leberecht Boncin.“

Der Sekretär taucht seinen Blick in die tiefsten Tiefen der Seele des Herrn mit einer Miene, die fragt, ob er sich über ihn lustig machen wolle und zugleich so drohend ist, daß der arme Mann es für nötig hält, eine Erklärung abzugeben und mit Nachsicht heischendem Lächeln sagt:

„Ja, meine Eltern haben mir diese Vornamen gegeben . . . ich war noch ganz klein . . . aber wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollten, so gut zu sein und mir meine Unterschrift beglaubigen zu wollen . . .“

Der Sekretär bedauert die Unterschrift mit augenscheinlichem Mißtrauen. „Dies ist Ihre Unterschrift?“

Der Herr bereitwillig: „Zunächst, mein Herr. Wünschen Sie, daß ich sie vor Ihnen noch einmal abgebe?“

Der Sekretär: „Wozu denn?“

Der Herr: „Nun, damit Sie sie vergleichen können und auch sicher sind, daß es meine Unterschrift ist.“

Der Sekretär (ironisch): „Das soll der Beweis sein! Es ist auch so schwierig, eine Unterschrift zu fälschen!“

Der Herr (verwirrt): „Erlauben Sie . . .“

Der Sekretär (feierlich): „Da ist das Gesetz wohl doch vor-sichtiger! Sie müssen Ihre Identität nachweisen.“

Der Herr mit einer Bewegung, die dem Sekretär zu sagen scheint: „Ruhig Blut, ich habe alles vorhergesehen“ — zieht aus seiner Tasche Briefe, die er mit zufriedenen Lächeln ans dem Schreibtisch ausbreitet: „Hier bitte sind an mich adressierte Briefe!“

Der Sekretär ohne aufzublicken: „Und was noch?“

Der Herr aus der Fassung gebracht: „Ich glaubte . . .“

Der Sekretär: „Das ist sehr schwer, nicht wahr, an sich selbst Briefe an eine angenommene Adresse im Einverständnis mit der Portierfrau zu senden?“

Der Herr, im Bewußtsein seiner Unschuld: „Aber ich kann Ihnen leicht nachweisen, daß ich dort wohne.“

Der Sekretär aggressiv: „Halten Sie die Polizei für ein Aus-tunsbureau, was?“

Der Herr erschreckt: „Ich wollte sagen: Sie brauchen nur einen Polizisten mitzubringen.“

Der Sekretär außer sich: „Ja, natürlich! Ich werde meine Leute

und Umgebung, sowie alles, was man als Klerikertadition bezeichnen könnte, ist hier überwunden, aber der volle Sieg des Lichts noch nicht errungen. Das Jahr 1884 brachte die künstlerische Entwicklung Uhdes nach dieser Richtung hin zum Abschluß. Das Hauptwerk dieses Jahres: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ (die Ausstellung enthält eine kleinere Wiederholung des im Leipziger Museum befindlichen großen Gemäldes) zeigt, daß der Künstler sich die impressionistische Technik vollkommen zu eigen gemacht hat und keine Bedenken mehr trägt, das naturalistische Prinzip der Freilichtmalerei bis zu den äußersten Konsequenzen durchzuführen. Weiches, fließendes Tageslicht durchflutet den schmudlosen Raum, in dem Christus, auf schlichtem Holzstuhl sitzend, die Schar der Kinder empfängt, die teils in zutraulicher Rawität, teils in scheuer Befangenheit sich ihm nähern. Die Schattentöne, die man früher goldbraun und in der Rankacschule schwärzlich zu geben pflegte, kimmern in unzähligen Reflexfarben, alle Konturen verschimmen unter dem Einfluß des freidurch die Fenster strömenden Lichtes. Die wohlfeilen Hilfsmittel der alten Richtung, die durch scharfes Gegenüberstellen von Hell und Dunkel die Gestalten zu modellieren suchte, sind verschmährt, und trotzdem erscheint jede Einzelheit plastisch herausgearbeitet, und die meisterhaft behandelte Luft- und Linienperspektive erzeugt eine klare, ruhige Raumvorstellung. Mit diesem Gemälde, das seinen Schöpfer sofort in die erste Reihe der zeitgenössischen Meister stellte, betrat Uhde auch zugleich das stoffliche Gebiet, auf dem er in der Folgezeit fast ebenso bahnbrechend gewirkt hat wie auf dem Gebiet der modernen malerischen Technik. Ich meine die religiöse Malerei, die durch ihn eine fundamentale Umgestaltung erfährt. Die modernen biblischen Historienbilder hatten sich bis dahin entweder an die entsprechenden Erzeugnisse der italienischen Renaissance mehr oder weniger gedankenlos angelehnt, oder sie waren nichts weiter als „orientalische Kostümküde“ gewesen, die unter einem großen Aufwand gelehrter Kenntnisse ein in geschichtlicher und ethnographischer Hinsicht möglichst getreues Abbild des betreffenden Zeitalters der biblischen Historie zu geben suchten. Uhde fleidete seine Darstellungen aus dem Stoffgebiet des Alten und Neuen Testaments nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich in ein modernes Gewand. Die Kinder, die sein Christus begrüßt, sind moderne deutsche Proletariatskinder, die Jünger auf dem „Abendmahl“ sind schlichte Leute unserer Zeit; „Die Flucht nach Ägypten“ und der „Schwere Gang“ zeigen die Jungfrau Maria als hochwächtige, abgehärtete Arbeiterfrau und den Joseph als dürftigen, einsässigen Handwerksmann; die Legende von Tobias wird in Uhdes Darstellungen zu einer reizend naiven Kindergeschichte. Alle diese biblischen Gestalten sind keine maskierten Modelle, sondern Menschen der Jetztzeit in modernen Gewändern und mit modernen Empfindungen. Man kann sich leicht vorstellen, welch ein Butzgeul die Pfaffen beider christlichen Konfessionen über diese „Profanierung“ der heiligen Geschichten anstimmten. Die lärmende theologische Meute schien keine Ahnung davon zu haben, daß in alten Zeiten, als der christliche Glaube in den Massen noch wirklich lebendig war, die Künstler bei der Darstellung biblischer Szenen regelmäßig ebenso verfahren wie Uhde und daß z. B. Rembrandt die Modelle und Kostüme für seine alt- und neutestamentlichen Figuren, für Saul, David, Christus, Simson usw., direkt aus dem Amsterdamer Ghetto bezogen hat. Der hornierte Stumpffuß der orthodoxen Eiferer begriff nicht, welch eine Vertiefung des ehrlichen religiösen Empfindens darin lag, daß der Künstler den Geist der christlichen Religion nicht als süßlichen, schön frisiertem und theatralisch posierenden Renaissancejüngling darstellte, sondern als schlichten Heiland der Armen, als gütigen Tröster der Mühseligen und Beladenen unserer Zeit. Leider hat Uhde nicht immer auf der künstlerischen Höhe jener Schöpfungen gestanden, die ihm den Haß der pfäffischen Dunkel-männer zuzogen. In den 1880er Jahren schwankte er, glücklicherweise nur für kurze Zeit, in die nazistische Epigonenrichtung der Renaissance-nachahmer ein und suchte in einigen an den dekorativen Stil des Italiener's Tintoretto erinnernden biblischen Gemälden ein Pathos zum Ausdruck zu bringen, das gerade ihm außer-ordentlich fern lag. Die „Grabtragung Christi“, „Die Würster um Christi Tod“ und „Christi Himmelfahrt“ sind Zeugnisse dieser vorübergehenden Verirrung. Uhde fand bald wieder den rechten Weg. Die Studien zur „Atelierpause“ sowie die Gemälde „In der Laube“ und „Im Garten“, in denen die kompliziertesten Licht-probleme mit virtuoser Meisterschaft scheinbar spielend über-wältigt sind, geben Kunde von dem ernsten und unermüdlichen Fleiß, mit dem der Maler im letzten Jahrzehnt an seiner tech-nischen Vervollkommenheit und der Bereicherung und Vertiefung seiner künstlerischen Individualität gearbeitet hat. Die Ausstellung bei Schulte enthält aus dieser letzten wie auch aus den früheren Schaffensperioden Uhdes nur wenige vollendete Meisterwerke. Aber sie illustriert fast lückenlos mit sehr charakteristischen Dokumenten den ganzen bisherigen Entwicklungsgang des Künstlers und ist daher überaus lehrreich für jeden, der in knappen Zügen ein umfassendes und eindruckskräftiges Bild von der Persön-lichkeit dieses fähigen und fruchtbaren Neueres und unvergleichlich Harten Könners gewinnen will.

J. S.



zu Ihrer Verfügung stellen! Die Polizei ist nur für Sie da! Um den Herrn zu begleiten! Um für den Herrn auf den Beinen zu sein!

Der Herr ganz eingeschüchtert: „Wenn Sie es vorziehen, sich selbst zu überzeugen . . .“

Der Sekretär auffpringend: „Ja? Ja? Sie wollen, daß ich mich hören lasse? Warum nicht gleich der Herr Kommissar, oder der Herr Richter sagen Sie?“

Der Herr stellt flüchtig vom Thema ab: „Nebrigens habe ich noch Papiere bei mir: hier meinen Trauschein, meinen Militärpaß . . .“

Der Sekretär weist alles mit entrüsteter Ungeduld zurück: „Was meinen Sie, was die mich kümmern?“

„Über das sind doch behördliche Urkunden!“

„Aun, und? Kann man die nicht gefunden oder gestohlen haben?“

Der Herr außer sich: „Gestohlen? Was sagen Sie? Gestohlen! Sie behandeln mich hier als Dieb?“

Der Sekretär: „Das nicht. Aber kenne ich Sie denn, weiß ich denn, wer Sie sind! Ich habe Sie noch nie gesehen.“

Der Herr: „Aber wenn ich mich doch hier ausweise!“

Der Sekretär schreiend: „Damit beweisen Sie mir gar nichts!“

Der Herr mit plötzlicher Erleuchtung zieht seine gestempelte Photographie aus der Tasche: „Ach, hier habe ich noch etwas, hier ist mein Eisenbahnabonnement.“

Der Sekretär unerwartetermaßen: „??“

Der Herr bestürzt: „Genügt das auch nicht?“

Der Sekretär: „Steht im Befehl etwas von Eisenbahnabonnement, ja oder nein?“

Der Herr furchtsam: „Damals gab es doch noch gar keine Eisenbahnen!“

Der Sekretär feierlich: „Also sehen Sie, im Befehl steht: Die Gegenwart zweier Zeugen beweist die Identität. Also holen Sie sich zwei Zeugen.“

Der Herr kopflos: „Aber jetzt gleich . . . Der Mensch, der eben da war, den die beiden Polizisten brachten, dem haben Sie geglaubt, als er Ihnen seinen Namen sagte, und mir, einem achtbaren Namen . . .“ Der Sekretär drückt sich um die Antwort: „Wollen Sie sich zwei Zeugen suchen oder nicht?“

Der Herr verzweifelt: „Wo soll ich denn jetzt zwei Zeugen hernehmen? Dann kann ich ja den ganzen Tag herumlaufen!“

Der Sekretär zuckt mittelbäug die Achseln: „Das ist sehr schwer. Da gehen Sie drüber zu dem Weinhändler gegenüber und zu dem Dienstmann an der Ecke und Sie brauchen den beiden nur ein Glas Wein zu spendieren, so bewähren sie Ihre Identität . . .“

Der Herr entrüstet: „Aber . . . aber . . . die kennen mich ja gar nicht!“

Der Sekretär mit erhabener Miene: „Aun, was tut das? Die sind schon für mehr als tausend Personen Zeugen gewesen und haben die auch nicht mehr gekannt als Sie.“

### Kleines feuilleton.

Japanische Sprichwörter. In der Halbmonatschrift „Aus fremden Jungen“ teilt W. W. Zbl. eine Reihe japanischer Sprichwörter und Sinnsprüche mit, von denen die folgenden hier wiedergegeben seien:

Ein Frosch im Drummen weiß nichts vom großen Weltmeere.

Auch der Fuß des Leuchtturmes ist finster.

Über ihre eigene Person sind auch Wahrsager unwissend.

Weibenzweige bricht kein Schnee. (Sie sind nachgiebig.)

Auch in der Hauptstadt gibt es Bauern.

Aus Kaulquappen können nur Frösche werden. („Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“)

Der Löwe scheidt sein Junges ins Tal; lasse das Land reifen, welches du liebst. (Fern vom Hause gewinnt man Lebenserfahrung.)

Emerald und Kristall glänzen nur, wenn sie geschiffen sind.

Auch das Besteigen des höchsten Berges beginnt vom Tale aus.

Selbst ein Bauer, der ein Packpferd führt, sieht in guten Kleidern anständig aus.

Verachte die Geringen nicht; auch ein Zoll langes Insekt hat einen halben Zoll Verstand.

Mancher kommt zwar in Lumpen, aber sein Herz ist von Brot.

### Archäologisches.

Die Altstädter von Tunis. Die Behörden von Tunis haben jetzt mit aller Energie das große Werk begonnen, das

in der Freilegung und in der Wiederherstellung der zahlreichen alten Bauwerke aus punischer, römischer und byzantinischer Zeit gipfeln soll; wengleich die zur Verfügung stehenden Mittel nur eine schrittweise Durchführung des Planes ermöglichen, schreiten die Arbeiten doch bereits „vorwärts. Neben den Ausgrabungen und den Rekonstruktionsarbeiten an den Ruinen Karthagos, Bulla Regias, El-Djems Kasserines, Hadras, Thynas und der zahlreichen weiteren Stätten alter Kultur konzentriert sich die Haupttätigkeit zurzeit auf die Freilegung der durchweg außerordentlich gut erhaltenen Wandmalereien Douggas. In landschaftlich herrlicher Umgebung, am Hange einer Hügelkette, sind hier noch die ansehnlichen Reste einer ganzen alten Stadt erhalten. Inmitten eines Olivenwäldchens erheben sich noch die alten Denkmäler, eine fast völlig umverehrte Fassade eines Tempels, der Jupiter, Juno und der Minerva geweiht war, und daneben ein vollkommen erhaltenes antikes Theater; weiterhin ein prachtvolles altes Tor, ein punisches Mausoleum, und im Verlaufe der Arbeiten hat man jetzt noch weitere außerordentlich interessante Wandmalereien aufgefunden. Wie „A Travers Le Monde“ mitzuteilen weiß, ist das Theater jetzt völlig freigelegt, der Jupitertempel durch sorgsame Rekonstruktionen gegen Vernichtung geschützt und ein Caelestis-Tempel unter Schutt und Sandmassen neu aufgefunden worden. Auch an der Stätte des alten Thydros, des heutigen El-Djem, das demnächst Station einer im Bau befindlichen Eisenbahn werden wird, arbeitet man daran, das gewaltige alte Kolosseum, das nächst dem römischen zu den größten der Welt zählen soll, vom Sande zu befreien und die beschädigten Bauteile zu restaurieren. In Sbeitla, wo man hinter einer rechteckigen großen Umwallung, die die Byzantiner gegen die Ueberfälle der Berber errichteten, drei zusammenhängende größere Tempelbauten aufgefunden hat, ist ein Flügelbau eines Tempels bereits wieder völlig hergestellt, und wo vor kurzem noch eine öde Sandwüste sich dehnte, tagt jetzt auch ein wiedererrichtetes alles monumentales Tor empor. Die Erforschung jener Teile des Ruinenfeldes von Karthago, das jetzt durch den Plan des Aufbaues eines neuen Stadtviertels bedroht erscheint, soll beschleunigt werden, und zu gleicher Zeit arbeitet man an der Freilegung der kürzlich aufgefundenen Trümmer alter Seestädte am Golf von Gabes. Da die Staatsmittel von Tunis beschränkt sind, plant man, die Hilfe Frankreichs in Anspruch zu nehmen.

### Aus dem Gebiete der Chemie.

Chemische Wirkungen elektromagnetischer Wellen. Dem unermüdblichen Forschergeist der neueren Zeit haben schon so manche wissenschaftliche Wahrheiten, die man feststehend geglaubt hat, weichen müssen. Seit den Tagen von Faraday hat man angenommen, daß der Elektromagnet keinerlei Einwirkung auf lebende Körper ausübe; mehrfach haben sich die Forscher in das Innere von kräftigen Solenoiden gestellt und, da sie nicht unterscheiden konnten, ob der Strom eingeschaltet war oder nicht, die obige Annahme für bestätigt angesehen. Auf diese einfachen Versuche gestützt, hat man, obgleich von Zeit zu Zeit immer wieder die Rede auf den tierischen Magnetismus kam, von weiteren Forschungen bis in die neueste Zeit hinein abgesehen. Vor kurzem hat aber Dr. Rosenthal der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften Mitteilungen unterbreitet, welche geeignet sind, die bisherigen Annahmen bezüglich der Wirkungslosigkeit des Magnetismus auf Organismen umzustößen. Rosenthal beweist, so lesen wir im „Prometheus“, daß elektromagnetische Wellen auf gewisse organische Verbindungen eine Einwirkung ausüben, eine Behauptung, die im Hinblick auf die chemischen Wirkungen der Sonnenstrahlen, welche ja auch nichts anderes als elektromagnetische Wellen sind, an sich ziemlich nahegelegen haben muß. Rosenthal, der zunächst viel Zeit mit Wellen von hoher Frequenz verloren hat, ist es gelungen, Lösungen von Zucker, Stärke, Glukose, Proteine usw. in Wasser, die innerhalb eines mit intermittierenden Gleichströmen oder Wechselströmen von 5 bis 10 Ampere beschickten Solenoids aufgestellt wurden, zu zerfetzen. Zunächst findet allerdings eine gewisse Erwärmung der Lösungen statt, allein wenn die richtige Frequenz für Stärke liegt z. B. zwischen 440 und 480 Schwingungen in der Sekunde, für Proteine zwischen 320 und 360 Schwingungen, während Glukoside und Disaccharose höhere Frequenzen erfordern. Der Vorgang bei der Zerfetzung spielt sich stufenweise ab. Bei der Stärke wurde die Lösung im Verlaufe von zwei Stunden immer flüssiger, Proteine gaben Eiweißstoffe und Peptone ab, wobei die Reaktionen denjenigen ähnlich waren, welche durch Enzyme, unorganische Gärstoffe, bewirkt werden. Ein gewisser Zusammenhang zwischen diesen beiden Arten von chemischer Zerfetzung ist überhaupt erkennbar, aber leider bedarf auch die Zerfetzung durch Enzyme noch immer der wissenschaftlichen Klärung. Was die vorläufig noch lange nicht abgeschlossenen Beobachtungen von Rosenthal aber schon jetzt ergeben haben, ist die Tatsache, daß auch der Elektromagnetismus Wirkungen auf organische Körper ausüben kann, Wirkungen, welche allerdings im allgemeinen zu schwach sind, um bemerkt zu werden, die aber immerhin geeignet sein könnten, manche Aufklärung für gewisse Erscheinungen in der Elektrotherapie, vielleicht sogar in der menschlichen Psychologie, z. B. der Hypnose, zu liefern.